

Lesewanderung
Altstadt Meran 2013:
von drinnen nach
draußen lesen

Thema

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Peter Seele, Katrin Seele

Auf dem Weg in eine bewegte Zukunft

Szenarien für die peripatetische Methode zwischen Nachhaltigkeitsbildung und Mobile Learning

Zwei Haupttrends werden gegenwärtig in der Didaktik für Schule und Universität diskutiert: Zum einen, angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen von Umwelt und Gesellschaft, die Frage der ‚Nachhaltigen Entwicklung‘. Zum anderen, mit Blick auf die rapiden technologischen Innovationen insbesondere im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) das Konzept des papierlosen ‚Mobile Learning‘, welches auf dem Internet und mobilen, vernetzten Endgeräten basiert. Im Folgenden diskutieren wir neue Möglichkeiten für die Peripatetische Methode durch diese beiden Trends und wagen einen Ausblick auf die Verschmelzung der beiden mit der Peripatetischen Methode.

Nachhaltigkeit lehren

Im Angesicht der gegenwärtigen Herausforderungen wie einer systemgefährdenden Finanzialisierung aller Bereiche, Umweltschäden und Klimawandel sowie sozialer Drift zwischen Nord und Süd, Arm und Reich und Jung und Alt wurde das Konzept der ‚Nachhaltigen Entwicklung‘ im Kontext begrenzter Ressourcen als Antwort konzipiert. Wesentliches Merkmal ist der Erhalt der Welt für zukünftige Generationen. Seit der auch heute

deten die „United Nations Decade of Education for Sustainable Development“, die von den Mitgliedsländern jeweils adaptiert und umgesetzt wird. Die Schweiz etwa hat die „Sustainable Development Strategy 2012-2015“ durch den Bundesrat verabschiedet, aus welchem wiederum das „Sustainable Development at Universities“-Programm hervorgegangen ist. Dabei geht es um die Implementierung der Inhalte von Nachhaltigkeit

nachhaltiger Entwicklung ist dabei die Erneuerung und Ergänzung von Lern- und Lehrmethoden. Da die Idee der Nachhaltigkeit als ein Leitbild verstanden werden kann, die hergebrachte und teilweise überkommene Überzeugungen wie grenzenloses Wachstum bei begrenzten Ressourcen herausfordert, wird insbesondere der erneuernde Charakter betont. Konzeptionell hat sich deshalb der Begriff des ‚transformativen Lernens‘ (Wals und Corcoran 2006) etablieren können. Dieses bestehende Denkschulen erneuernde Lernen findet zudem insbesondere in disziplinenübergreifenden Lernumgebungen statt. Szenariomethoden oder Simulationsspiele haben sich hier als dienlich erwiesen, da sie die bestehenden Lehrsituationen wie Vorlesung und Seminare interaktiv ergänzen und dynamisieren. Hier, so unser Argument, bietet sich die Peripatetische Methode als wei-



Foto: Sonja Steger

noch als Referenz gültigen Brundtland Definition von Nachhaltigkeit (WCED 1987) hat das Thema Nachhaltigkeit kontinuierlich an Bedeutung und Aufmerksamkeit gewonnen: Einige Länder beispielsweise haben für Unternehmen einen verpflichtenden Nachhaltigkeitsbericht vorgeschrieben, und das Fair-Trade oder Bio-Label ist aus Supermärkten nicht mehr wegzudenken. Die vereinten Nationen (UN) nahmen sich des Themas an und verabschie-

nicht nur in spezifischen Programmen wie einem Master of Sustainable Development, wie ihn die Universität Basel anbietet (analog der Master in „Sustainment“ an der deutschen Leuphana Universität Lüneburg (vergl. Schaltegger et al. 2010)), sondern auch und insbesondere um die Anreicherung bestehender Studiengänge um die Dimension der Nachhaltigkeit und Verantwortung. Wesentliches Merkmal der Implementierung von

terer Innovationsbaustein an, die Implementierung von Nachhaltigkeit in schulischen und universitären Lehrkontexten zu fördern, da nicht nur mit dem Kopf, sondern mit allen Sinnen gelernt und gelehrt wird. Warum in der Studierstube Definitionen von Nachhaltigkeit auswendig lernen oder Szenarien oder Fallstudien in Powerpoint Präsentationen bannen, wenn man Biodiversität oder Bodenversiegelung bei einer peripatetischen

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 116
August 2014

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com

1 Der Einheit von Sinneswahrnehmung in Bewegung und Text gehen die Mitbegründer von www.peripatetiker.com, [Katrin](#) und [Peter Seele](#) nach und erläutern dabei die peripatetische Methode.

4 Der Bergführer [Hanspeter Eisendle](#) reflektiert über das Grundrecht auf Chancengleichheit beim elitären Spiel des Dolomitenkletterns. Anhand persönlicher Erfahrungen handelt er das Problem der technischen Erneuerung von Kletterrouten ab.

5 Auf eine philosophische Wanderung mit dem „Hanns Guck-in-die-Luft“ Thales von Milet über Heideggersche Holzwege begibt sich [Haimo Perkmann](#).

6 Den Gehversuchen im Kino – von der Chronophotographie bis zur „Pilgerreise“ von Werner Herzog zu Lotte Eisner nach Paris – widmet sich [Paolo Caneppele](#), Leiter der Sammlung im Wiener Film-museum.

12 Auf einem ziemlich behaglichen und möglicherweise auch steilen Wegstück begleitet [Hannes Egger](#) den Wanderführer Markus Breitenberger im Ultental.

13 [Michael Hammerschmied](#) geht eine Stunde lang durch den 2ten Wiener Gemeindebezirk in Richtung Westbahnhof und denkt über das Gehen und Denken, als Gehen-der und Stehender, nach.

Der Galerieteil ist der Weitwanderung der Künstlerin [Alena Urbankova](#) gewidmet, die sich auf den Weg von Wien nach Syrakus machte. Sie sinnt bei einem Spaziergang über diese Erfahrungen nach. Die „Wissenschaft vom Gehen“ steht im Zentrum der Rezensionen.

Gehen und Denken sind seit den frühesten Überlieferungen der Antike ein eigentümliches Fortschrittspaar. Von vorplatonischen Weisen, die beim Denken gehen und beim Gehen beobachtet bis zum Peripatos des Aristoteles, stehen Denken und Erkennen mit körperlicher Bewegung in Einklang. Diese Harmonie wird im Lauf der Geschichte immer wieder reflektiert, selten als strikte Trennung oder Auflösung des einen, dies vor allem bei religiösen Mystikern in Christentum und Islam, ebenso selten als untrennbare Einheit wie bei Spinoza oder Balzac. In Ihrem Beitrag zur Pädagogik der peripatetischen Methode, zu Nachhaltigkeit und mobilem Lernen erläutern **Katrin** und **Peter Seele** die Wiederentdeckung und Sinnhaftigkeit der antiken Methode des Lernens im Gehen.

Zum zentralen Untersuchungsgegenstand wird das Gehen im 19. Jh., dem Zeitalter der Flaneure und Wandergesellen. So führte, wie Filmanalytiker **Paolo Caneppele** ausführt, die Messung und das Fotografieren des Gehens und der Muskeln zur Chronophotographie und schließlich zur Erfindung des Films. 1918, als der Glaube an Fortschritt und Maschinen im Ersten Vernichtungskrieg gedämpft worden war, gewinnt das Gehen und mit ihm die Langsamkeit wieder an Bedeutung. „Gehen“ verhält sich zur physikalischen Dynamik, zu Kraft, Beschleunigung, Bewegung oder Geschwindigkeit wie das Seiende zum Sein, es genießt das Privileg des ontischen Vorrangs. Wie dieser in Praxis aussieht, darüber berichtet **Hannes Egger** in seinem Erlebnisbericht mit dem Ultner Wanderpionier **Markus Breitenberger**. Den Reiz extremer körperlicher Selbsterfahrungen beschreiben Bergführer **Hanspeter Eisendle**, aber auch die Künstlerin **Alena Urbankova**, – enngleich sie aus anderen Gründen als Werner Herzog im Beitrag Caneppeles quer durch Europa wanderte. Schriftsteller **Michael Hamerschmid** berichtet im Literatururteil vom Gehen durch die Stadt. Die Fotos von **Sonja Stegger** beleuchten die Institution des mehrsprachigen literarischen Peripatos, der seit 2010 in Meran veranstaltet wird.

Haimo Perkmann

Unterrichtseinheit auf dem Weg von der Stadt aufs Land be-gehen gar be-greifen kann? Gerade durch die Komponente der sinnlichen Gewährwerdung des Lernstoffes im Kontext seiner Umwelt und Leibhaftigkeit bieten sich hohe Lernerträge durch die Kontextualisierung der Lerneindrücke, die zu höherer Erinnerungsleistung des Lernstoffes (siehe vorangehender Artikel) sowie messbar höherer Denk- und Konzentrationsfähigkeit (vgl. Seele 2012) führt.

So gesehen verstehen wir die Aufforderung des ‚transformativen Lernens‘ nicht nur als Transformation des Lernstoffes und der Lernenden und Lehrenden, sondern auch der Lehrsituation selber. Diese Transformation kann die Peripatetische Methode auf eine Weise der kognitiven und sinnlichen Gewährwerdung leisten, wie es selbst Szenariomethode und Simulationsspiel in ihrer Konstrukt-kontextualisierung nicht vermögen. Mit anderen Worten: Durch das Erleben einer nicht-nachhaltigen Entwicklung mit allen Sinnen eröffnet sich den Lernenden individuell der Reichtum eigener Überlegungen und Erfahrungen, die dialogisch in der Gruppe und intersubjektiv durch die Grundlagentexte rückgebunden und an Lehr- und Lernziele orientiert werden können. Deshalb, so eine letzte Schlussfolgerung, würde sich wegen der Multiplikatorwirkung des Lehrpersonals auf Lernende die peripatetische Methode insbesondere auch zur Lehrpersonalbildung und -weiterbildung eignen.

Peripatetisches und mobiles Lernen

In der neuen Generation der „Digital Natives“ (Prensky 2001a/b) sind die Arbeit und das Lernen unter Zuhilfenahme mobiler Endgeräte wie Smartphones, Tablets und Netbooks nicht mehr wegzudenken. Ganze Hochschulen stellen ihren Unterricht daher unter das Motto BYOD – Bring your own Device – mit der Begründung, dass dies einerseits den Lernmethoden und -ansprüchen der Studierenden entgegenkomme und gleichzeitig ein Beitrag zur Bildung für Nachhaltige Entwicklung sei, da durch die papierlosen mobilen Lernformen nicht nur Papier gespart werden können, sondern auch Wege. Denn mobiles Lernen sei nahezu ubiquitär möglich (Bachmair et al. 2011: 4). Auch und gerade für die Peripateti-

Katrin Seele, Peter Seele

Was ist die Peripatetische Methode?

Fast jeder kennt den vorsokratischen Philosophen Heraklit und dessen philosophische Einsichten. Wie wäre es, wenn man Heraklits Philosophie zum Fließen des Seins (panta rhei; alles fließt) nicht in einer trockenen Studierstube oder bei einer PowerPoint-Präsentation aufnimmt, sondern den Text auf einem Spaziergang entlang eines Flusses liest, dabei innehält, die Oberfläche des Wassers betrachtet und sich mit anderen über den Text im Gehen austauscht? Genau diese Einheit von Sinneswahrnehmung in Bewegung und Text bietet die Peripatetische Methode.

Die Peripatetische Methode ist eine Form bewegten und diskursiven Lernens, d.h. geistige Aktivität, Diskurs und Sich-Bewegen werden bewusst und gezielt kombiniert. Dabei ist die Bezugswissenschaft die Philosophie. Erstmals im Rahmen von studentischen Initiativen an verschiedenen Universitäten erprobt, wur-

sche Methode ist die Integration von mobilen Endgeräten im Rahmen eines Mobile Learning-Konzepts ein wichtiger und sinnvoller nächster Schritt. Lernmaterialien – Texte und ggf. Aufgabenzettel – können den Lernenden genauso gut digital zur Verfügung gestellt werden. Dies ist jedoch nur der erste Schritt. Gerade für das auditive Lernen bietet sich die Arbeit mit mobilen Endgeräten an, wie eine erste Erprobung mit Lehramtsstudierenden an der PHBern im Rahmen der Arbeit mit Audiobooks gezeigt hat (vgl. Seele 2012): Vor dem peripatetischen Spaziergang wurden den Lernenden Audiotexte zum Download zur Verfügung gestellt, welche auf die Smartphones überspielt wurden. Außerdem brachten die Lernenden Kopfhörer zum Spaziergang mit, so dass statt Textlektüre ein Texthören unterwegs möglich war. Aber auch andere Arbeitsaufträge können die Lernenden mit dem Smartphone unterwegs erfüllen: so können Fotos aufgenommen werden, um Eindrücke oder Belege für diskutierte Fragestellungen und Probleme zu dokumentieren; mit dem Audiorekorder können Statements einzelner Diskutierender oder eigene Überlegungen aufgenommen und gespeichert werden; mit der Videofunktion ist es in ähnlicher Weise möglich, Situationen bildlich wie akustisch festzuhalten. Unklarheiten oder Recherchefra-

Literatur:

- **Bachmair, Ben/ Risch, Maren/ Friedrich, Katja/ Mayer, Katja (2011):** Eckpunkte einer Didaktik des mobilen Lernens. Operationalisierung im Rahmen eines Schulversuchs. In: MedienPädagogik. Themenheft Nr. 19: Mobile Learning in Widening Contexts: Concepts and Cases. S. 1-38.
- **Prensky, Marc (2001a):** Digital Natives, Digital Immigrants. In: On the Horizon 9/5. URL: <http://www.marcprensky.com/writing/prensky%20-%20digital%20natives,%20digital%20immigrants%20-%20part1.pdf> (abgerufen am 28.03.2013).
- **Prensky, Marc (2001b):** Digital Natives, Digital Immigrants, Part II: Do They Really Think Differently? In: On the Horizon 9/5. URL: <http://www.marcprensky.com/writing/Prensky%20-%20Digital%20Natives,%20Digital%20Immigrants%20-%20Part2.pdf> (abgerufen am 28.03.2013).
- **Schaltegger, S., Petersen, H., & Kalisch, C. (2010), „Der MBA „Sustainament“:** Das Rüstzeug für den Business Case des Nachhaltigkeitsmanagements.“ In: Berufsbild CSR-Manager, edited by Lenzen E. Münster: Mediengruppe macondo.
- **Seele, Katrin (2012):** Beim Denken gehen, beim Gehen denken: Die Peripatetische Unterrichtsmethode. Münster/ Zürich: LIT.
- **Wals, A. E. J., & Corcoran, P. B. (2006):** “Sustainability as an outcome of transformative learning.” In: Drivers and Barriers for Implementing Sustainable development in Higher Education. ESD in Action Technical Paper Number 3, edited by Holmberg, J. & Samuelsson Paris: UNESCO.
- **WCED (1987):** Our common future. Oxford: Oxford University Press.

Die peripatetische Methode

de die Methode stetig und für die Anwendung in verschiedenen Bildungskontexten weiterentwickelt, so z.B. für die allgemeinbildenden Schulen, die Hochschuldidaktik und die Erwachsenenbildung (Seele 2012).

Die Motivation zur Entwicklung einer Methode bewegten Lernens für den Fachfokus Philosophie ist vielschichtig: zum einen lässt sich hirnbologisch und lernpsychologisch nachweisen, dass körperliche Aktivität und der Aufenthalt an der „frischen Luft“ (also mit hoher Sauerstoffzufuhr) dem Denken, der Hirnleistung, der Konzentration förderlich ist, wobei das Denken für das Philosophieren maßgeblich ist und das Philosophieren im Gehen eine Tradition innerhalb der Philosophie hat (s. unten). Das Gehen ist dabei eine für die gleichzeitige geistige Betätigung besonders günstige Form der körperlichen Betätigung, da es dem Gehenden erlaubt, unterschiedliche landschaftliche und thematische Kontexte aufzusuchen und gehend und philo-

gen können schnell und mobil über eine Internetrecherche geklärt werden.

Idealerweise sollten die von den Gehenden dokumentierten Eindrücke und Dateien aber nicht (nur) in den einzelnen Endgeräten verbleiben, sondern in eine umfassendere Lernumgebung (z.B. Lernplattformen wie ILIAS oder Moodle) eingebettet werden. Ein nächster Schritt könnte dann vielleicht die Entwicklung maßgeschneiderter Peripatetiker-Apps sein.

Ausblick

Anhand dieser beiden pädagogisch-didaktischen Haupttrends zeigt sich, dass die Peripatetische Methode noch vielfältige Entwicklungspotentiale und Anwendungszusammenhänge bietet. Nicht zuletzt können mit und durch die Peripatetische Methode sogar die beiden Trends der Nachhaltigen Entwicklung und des Mobilen Lernens in einem gemeinsamen peripatetischen Kontext zusammengeführt werden, so dass am Ende des Horizonts eine BYOD app-basierte Softwarelösung für eine peripatetische Unterrichtseinheit zum Thema der Nachhaltigkeit stehen könnte. Das ist gegenwärtig allerdings noch Zukunftsmusik und bedarf der weiteren Erarbeitung. ■

sophierend zu erkunden (versch. Lernthemen s. www.peripatetiker.com).

Ein weiterer wichtiger Aspekt ergibt sich daraus, dass philosophische Texte oft abstrakt und schwer kontextualisierbar sind. Befragte Schüler einer gymnasialen Oberstufe gaben an, dass das „das Fach Philosophie als eher ‚verkopft‘ und theoretisch wahrgenommen wird und außerhalb des abstrakten Denkens wenig Aktivität erfordert“ (Seele 2012: 19). Die Peripatetische Methode setzt daher auf die Interaktion von gelesenen (philosophischem) Text, Fragestellung, Gehenden und Bewegungsumfeld: Durch die thematische und sinnvolle Verknüpfung von Ort und Thema/ Text während des Gehens werden auch abstrakte und schwer kontextualisierbare Texte und Gedankengänge zugänglich und vorstellbar.

Das Gehen bietet sich – im Gegensatz zu anderen Bewegungsformen – besonders für



Foto: Sonja Steger

die Kombination mit geistiger und sogar lesender Tätigkeit an: Es erfordert körperlich verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit und Einsatz, die Anforderungen an Kondition, Koordination und Konzentration für die Ausführung des Gehens sind gering und daher von nahezu jedem zu leisten. Dadurch, dass Gehen eine verhältnismäßig erschütterungsarme körperliche Bewegung ist, bei der die Arme und Hände frei sind, ist auch das Lesen und sogar das Anbringen kurzer schriftlicher Notizen im Gehen möglich. Aus diesem Grund ist das Gehen eine besonders geeignete Bewegungsform für das Lernen in Bewegung.

Bei der Peripatetischen Methode kommt aber zusätzlich auch der Diskussion philosophischer Texte und Fragestellungen in der Gruppe eine wichtige Rolle zu: Im Gegensatz zu in Kursräumen geführten Diskussionen und Gesprächen bietet eine gehende Gruppe ihren

Katrin Seele. Studium der Germanistik und Wirtschaftswissenschaften sowie Philosophie und Kunstwissenschaften. Promotion in Literaturwissenschaft über Goethes Poetik. Seit 2011 Dozentin für Deutsch an der Pädagogischen Hochschule in Bern. Mitgründerin von www.peripatetiker.com und Autorin von „Beim Denken gehen, beim Gehen denken. Die Peripatetische Unterrichtsmethode“ (2012).

Mitgliedern eine erhöhte Flexibilität bei der Auswahl der Gesprächspartner: so kann man sich unterwegs durch Beschleunigung oder Verlangsamung des eigenen Schritts unterschiedlichen Kleingruppen anschließen oder sich auch für eine Phase stiller Reflexion völlig aus Gesprächsgruppen zurückfallen lassen. Gesprächsgruppen sind somit bei der Peripatetischen Methode dynamisch im Fluss und werden ad hoc konstituiert oder aufgelöst.

Philosophische und pädagogische Verortung

Die Peripatetische Methode steht in der Tradition des griechischen Peripatos, jener philosophischen Schule des Aristoteles, die architektonisch eine Wandelhalle war und in der die Lernenden zum Studium und zum Diskurs umherwanderten (griech. peripatein = „umherwandeln“, peripatos = „Spaziergang, Promenade“). Es ist überliefert, dass Gehen und Philosophieren im antiken Griechenland nicht nur im aristotelischen Peripatos verknüpft wurden – auch aus einigen platonischen Dia-

logen geht hervor, dass philosophische Diskurse im Gehen geführt wurden. Aristoteles hingegen kam offenbar die Systematisierung der Methode im Rahmen einer eigenen Schule zu (vgl. Seele 2012: 14). In Anknüpfung an ebendiese Tatsache, dass in der aristotelischen Schule Denkleistung und Gehen gleichzeitig stattfanden, sprechen wir von der Peripatetischen Methode als einer Lernform, in der die eigentliche kognitive Leistung während des Gehens erbracht wird, im Gegensatz zu Konzepten bewegten Lernens, in der die Bewegungspause eine Abwechslung zum Lernen, das im Sitzen stattfindet, darstellt.

Aktuelle neurobiologische Untersuchungen zeigen, dass Bewegung einen positiven Einfluss auf die Ausbildung und Anordnung des neuronalen Netzwerkes hat, welches genau dann besonders leistungsfähig ist, wenn es gleichzeitig stabil und anpassungsfähig ist, d.h. wenn es belastbare neuronale Verbindungen hat, aber auch in der Lage ist, diese permanent zu revidieren, umzubauen und neue neuronale Verbindungen aufzubauen (Kempermann 2008). Für diese Neurogenese sind Kempermann zufolge sowohl „komplexe Erfahrungen“ als auch „Bewegung“ besonders zuträglich.

Auch für die Verfügbarkeit und Verknüpfbarkeit von bereits vorhandenem Wissen und hinzukommenden neuen Informationen ist die Peripatetische Methode förderlich: So zeigt Ebbinghaus (1971), dass Lerninhalte, die quasi mechanisch auswendig gelernt wurden – wo also keine Kontextualisierung stattfand – auch relativ schnell wieder vergessen werden. Sinn-

voll kontextualisierte Inhalte dagegen werden von Lernenden auch langfristig erinnert (Edelmann 1996: 247). Das text-/ themenaffine Setting des Spaziergangs leistet bei der Peripatetischen Methode diese Kontextualisierung.

Schließlich lässt sich nachweisen, dass ein negativer Zusammenhang zwischen der CO₂-Konzentration in der Raumluft und der schulischen Leistungsfähigkeit von Lernenden be-

Peter Seele. Promotion in Volkswirtschaftslehre 2003 und Promotion in Philosophie 2006. 2008-11 Assistenzprofessor an der Universität Basel, ab 2011 an der Universität der italienischen Schweiz in Lugano. Seit 2014 Associate Professor für Wirtschaftsethik ebendort. Herausgeber von „Philosophie des Neuen“ (2008) sowie Autor von „Philosophie der Epochen-schwelle“ (2008). Co-Gründer und Webmaster von www.peripatetiker.com

steht – je höher die CO₂-Konzentration, desto geringer die Konzentration und desto höher die Fehlerquote beim Lösen von Aufgaben (vgl. Brodtmann 1991: 41). Eine die Peripatetische Methode flankierende Studie im Rahmen des Philosophieunterrichts in der gymnasialen Oberstufe konnte zeigen, dass die Peripatetische Methode die Denk- und Konzentrationsfähigkeit der Lernenden signifikant erhöht (Seele 2012). Für den pädagogischen Kontext lässt sich daher abschließend festhalten, dass die Peripatetische Methode lernförderlich wirkt. ■

Literatur zum Thema:

- **Brodtmann, Liselotte (1991):** Aktive Erholung im Schulalltag. In: Sportpädagogik 15. S. 40-42.
- **Ebbinghaus, Hermann (1971):** Über das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (zuerst 1885).
- **Edelmann, Walter (1996):** Lernpsychologie. 5. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- **Kempermann, Gerd (2008):** Bewegt euch und ihr werdet klüger. In: FAZ, 19.03.2008.
- **Schmidt, Aurel (2007):** Gehen. Der glücklichste Mensch auf Erden. Frauenfeld/ Stuttgart/ Wien: Verlag Huber.
- **Seele, Katrin (2010):** Gesund sein – Lernen – Denken – Gehen: Plädoyer für die Peripatetische Methode im Schulunterricht. In: Was bewegt uns? Menschen im Spannungsfeld zwischen Mobilität und Beschleunigung. Reihe Aspekte der Medizinphilosophie. Hrsg. v. Christian Hoffstadt, Franz Peschke, Andreas Schulz-Buchta und Michael Nagenborg. Bochum/ Freiburg, 2010. S. 135-156.
- **Seele, Katrin (2012):** Beim Denken gehen, beim Gehen denken: Die Peripatetische Unterrichtsmethode. Münster/ Zürich: LIT.
- **Seele, Katrin/ Seele, Peter (2012):** Lernen im Übergang: Die Peripatetische Methode in der Philosophiedidaktik. In: Seele, Katrin/ Seele, Peter (Hrsg.): Ordnungen im Übergang. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. S. 245-269.
- **www.peripatetiker.com**

Lesewanderung auf dem
Basalthügel von
St. Hippolyt 2010:
Lesen am Abgrund

Lesewanderung Im Wald
von Naraun 2010: Auf den
Spuren Bernhards



Foto: Sonja Steger

Otto Eisenstecken steht in der Tradition der Südtiroler Kletterer, die ihrer Zeit voraus waren. Bereits in den vierziger Jahren stieg er oft durch steilste Plattenfluchten, die aus der Distanz betrachtet nicht durchgehend jene typischen Riss- und Verschnedungssysteme aufwiesen, die bis dahin als Routenvisionen dienten und in der Folge gekletterte Linien wurden. Ein Paradebeispiel dafür gibt es in der Nordwand der Punta Emma im Rosengartengebiet.

„Eisenstecken, wo keine Eisen stecken!“ scherzte ich mit meinem langjährigen Freund Dr. Oswald Ölz, als wir uns dem Einstieg näherten. Als spärliche Sicherungspunkte verwendete dieser Otto Eisenstecken nämlich oft nur kleine, spitze Haken, die er in Felslöcher drosch, bis sie sich im Inneren verkrallten oder er fand feine Risse in glatten Platten, in denen er selbst gebastelte Messerhaken aus seiner Werkstatt unterbrachte.

Diese Route in Kombination mit der „Vinatzer“ an der Nordwestwand des Rosengartens gehört zu meinen favorisierten Führungstouren unter den historischen Dolomitenrouten. Steil, wenig besucht und immer noch unverfälschter Ausdruck ihrer Zeit. Zwei Meister der Kletterkunst haben uns hier ein Spielfeld hinterlassen, das unseren modernen Reibungssohlen, den federleichten Zwillingssseilen und den mobilen Sicherungsgeräten zwar nicht mehr das Letzte abverlangen kann, aber das Gefühl des Exponiertseins so unvermittelt aufkommen lässt, dass man lieber leicht und leise steigt, als zerrend dynamisch von Griff zu Griff zu turnen.

Deshalb staunte ich nicht schlecht, als nach dem Vorbau am ersten Standplatz zwei nagelneue Bohrhaken funkelten. Erschrocken schluckte ich diese Peinlichkeit hinunter, während ich die alten Standhaken mit einem Felskopf und einem Klemmkeil verband. Wollte ich Oswald doch, wie immer in den „bleichen Bergen“, auf einer Kletterroute begleiten, in der man frei klettern und kreativ sichern kann. Auch er, aus Teilen der Schweizer Berge bereits gewohnt, dass Felsen wie Käse durchlöchert werden, schaute mich und die glänzenden Norm-Laschen verdutzt an. Am nächsten Standplatz dasselbe! Bis zum Gipfel Bohrhaken als Standard!

Als ich mich bei unserem Zwischenstopp in der Gartl-Hütte beim damaligen Wirt erkundigte, was mit der „Eisenstecken“ passiert sei, meinte er lapidar, dass sich die Zeiten auch in den Wänden verändern würden. Nun, damit hatte er wohl Recht, auch was den heutigen Tag betraf.

Denn nach unserer Begehung waren angeblich alle Bohrhaken wieder verschwunden. Prompt flatterte einige Zeit später eine amtliche Aufforderung bei mir ins Haus, in Begleitung eines Rechtsanwaltes bei der Polizeistation von Vigo di Fassa vorstellig zu werden. Die Anklage lautete auf „erschwerten Dieb-

Weltnaturerbe Dolomiten

stahl eines öffentlichen Gutes“. Der ersten Peinlichkeit folgte also eine zweite. Bei meinem Pflicht-Besuch auf der Carabinieri-Station im Fassatal kamen mein Rechtsbeistand und der Comandante kaum zu Wort und er endete damit, dass die haltlose Anklage fallen gelassen wurde und ich meinerseits auf eine Anzeige wegen Belästigung und übler Nachrede verzichtete.

Was blieb, war ein bitterer Nachgeschmack und kein bisschen Genugtuung über das gewonnene Geplänkel. Soll das die Zukunft des Dolomitenkletterns werden? Im Magazin des DAV, des weltweit größten Bergsteigervereins liest man von „alpiner Raumordnung“ und die meinen damit wirklich auch Kletterrouten, nicht nur Skipisten, Forststraßen und Golfplätze. Von „Sanierungsaktionen mit Augenmaß“ ist da die Rede und dabei „sollen alpine Klassiker erhalten bleiben“ (Panorama/April 2010). Wenn man bedenkt, dass sich diese Sprache aus den Schreibstuben des DAV auf seit Jahrmillionen frei herumstehende Felstürme bezieht und nicht auf auffällige Stadtviertel, dann kann man von dieser Seite kaum auf Unterstützung hoffen. Wie kann man „Chancengleichheit als menschliches Grundrecht“ für ein so elitäres Spiel einfordern, wie es das Klettern und Bergsteigen ist? Sind Passstrassen, Seilbahnen und Liftanlagen nicht genug der „Chancengleichheit“? Müssen Gebirgswände jetzt auch noch zu mitgliedergerechten Wandanlagen umgestaltet werden? Ist das der Anspruch der alpinen Massenvereine? Wollen das die Mitglieder wirklich? Wie soll der freie Geist des Kletterns von Eisenstecken und Vinatzer in die Zukunft getragen werden, wenn ihre nachvollziehbaren Spuren wegsaniert werden?

Dabei gibt es so lange schon konsequente Möglichkeiten, Klettern als Spaß, Fitnesstraining oder als Wettkampf zu betreiben, dass diese „urbane“ Art des Kletterns bereits eine eigene und interessante Geschichte hat. Ich kann deshalb in keiner „Sanierungsaktion“ und sei sie noch so „maßvoll betrieben“, eine nachvollziehbare Logik erkennen. Denn dem Alpin-Kletterer wird der entscheidende Teil jener Erfahrungs- und Entscheidungskompetenz genommen, der nur in weitgehend ungesicherten Gefahrenräumen eingesetzt werden kann. Dem „urbanen“ Kletterer wird die Bohrhaken-Piste zwar mehr von der gewohnten Sicherheit bieten, aber er wird längerfristig der Möglichkeit beraubt, seine Kletterfähigkeiten zur Kletterkunst zu steigern. Und der

Tourismusbranche wird ein wesentlicher Teil der „Marke“ verfälscht, mit der sie international wirbt. Denn auch der Berg als Mythos hält die Gastbetriebe am Leben, die sich in Tälern, an Passstrassen und an den Liftanlagen angesiedelt haben.

Als Bergführer lebt man hingegen oft wie ein Zigeuner, für den die schnelle Umstellung zwischen den unterschiedlichsten Anforderungen zur Überlebenskunst wird. Im Sommer 2009 kam ich beispielsweise von einer Führung am Ortler-Hintergrat fast im fliegenden Wechsel zur Nordostwand des Winklerturms in den Dolomiten, Tita Piazs schwierigster Erstbegehung und tags darauf kletterte ich bereits in der „Gelbe Mauer“ an der Kleinen Zinne, einer dem „Vergnügen“ verpflichteten Route.

Die beiden Kletterasse Stefan Glowacz und Kurt Albert haben hier in mühevoller und gekonnter Arbeit etwas für ihre Freunde aus der Sportkletterszene geschaffen. Denn ihr wirkliches Können und ihre langjährige Erfahrung hätten sie mit einem Bruchteil an Mitteln und an Zeit besser zum Ausdruck gebracht. Ich kannte die Route bereits von einer „On-sight-Begehung“ unmittelbar nach der Erstbegehung im 1997er Jahr und konnte somit entspannt an die Aufgabe heran gehen. Solide Bohrhaken geben den Weg vor, die Felsqualität ist für Zinnenverhältnisse ein Leckerbissen und ein sicherer Rückzug ist nicht nur von jedem Standplatz aus möglich, sondern von jeder Kletterstelle. Ähnliches gilt für die wenige Meter daneben liegende Route „Ötzi trifft Yeti“, die ich 2 Tage später als vermeintliches alpinistisches Gegenstück dazu führen durfte. Zwar mahnten hier teilweise etwas weitere Hakenabstände und der brüchigere Fels zu mehr Vorsicht, aber die traditionelle Ernsthaftigkeit von Dolomitenrouten war auch hier spätestens nach der Erstbegehung dahin. Man „pumpt“ sich von Bohrhaken zu Bohrhaken, die in regelmäßigen Abständen für den nötigen Mut sorgen, um dynamisch Kraft sparend weiter zu klettern bis ein perfekter Standplatz für die Entspannung der Unterarme sorgt. All mein Bemühen galt fast nur dem sportlichen Ehrgeiz, die Route auf Anhieb sturzfrei zu klettern.

Ganz anders war das Gefühl Tage zuvor an der „alten“ Piazroute am Winklerturm. Eine düstere und brüchige Schrofenschlucht brachte meine Begleiterin und mich zum Einstieg. Keine Steigspuren und viele von den letzten Regengüssen gefährlich labil liegende Felsbrocken mahnten zu äußerster Vorsicht beim Steigen. Hier ist schon lange niemand mehr gewesen, dachte ich mit einer Mischung aus Freude und Sorge am Einstieg. Während wir unsere Klettersachen anlegten,

erzählte ich Sylvie, dass Tita Piaz nicht nur wegen seines Könnens, sondern auch wegen seiner geradlinigen und vielfältigen Persönlichkeit eines meiner Bergführer-Idole sei. Er kam an dieser Scharte, dem „Unort“, wie meine Seilpartnerin diesen abschüssigen und zugigen Schotterplatz bezeichnete, an dem wir uns gerade befanden, zum ersten Mal schon 1908 vorbei, als er mit Kathe Broske und R. Schietzold die erste Überschreitung aller sechs Vajolett-Türme an einem Tag machte. Er benützte also seine spätere Route erstmals als Abseilpiste, dieser „Teufel der Dolomiten“. Vergebliche Erstbegehungsversuche gab’s 1914 von Hans Dülfer und später von Paula Wiesinger und Hans Steger, bis der „Platzmeister“ 1932 zurückkehrte.

Seit jener Zeit sind viele Steine aus dieser gelb überhängenden Wand in die darunter liegende Schrofenrinne gefallen, aber sonst hatte sich hier in den vergangenen fast 80 Jahren kaum etwas verändert. Gespannt ließ ich mich auf den ersten schrägen, leicht überhängenden Riss ein, der durch seine Brüchigkeit meine volle Konzentration verlangt. Eines dieser überbreiten Klemmgeräte (friends), die ich in den Dolomiten praktisch nie dabei habe, hätte nach zehn Metern eine gute Zwischensicherung abgegeben. Piaz hatte damals schließlich auch nichts dergleichen, dachte ich, während ich ungesichert und vorsichtig weiter nach oben spreizte. Lose Steine schmiss ich präventiv aus der Wand, um sie um eine Körperlänge höher

gekommen, nicht mit den Füßen zu belasten. Dann kam der erste alte Haken, ein paar Meter weiter eine Klemmkeilmöglichkeit, dann ein gar nicht so alter Holzkeil und noch ein alter Ringhaken, dem man die kunstvolle Handarbeit ansah.

Beim Nachsichern am ersten Standplatz, versuchte ich mir vorzustellen, was unsere Begehung von der von Piaz unterscheidet. Abgesehen davon, dass er einer der ersten war, der hier sein „Glück“ versuchte, hatte sich in erster Linie die Ausrüstung verändert: Hightech-Kletterschuhe mit spezieller Reibungssohle, Seile die viel weniger wiegen und viel mehr halten und eben eine Vielfalt an mobilen Sicherungsgeräten (wenn man sie dabei hat).

Piaz und seine Zeitgenossen hatten diese Möglichkeiten nicht. Sie mussten allmählich und viel langsamer das Lot zwischen körperlicher Grenze und psychischer Belastbarkeit finden. Ihre Art des Kletterns war der Kunst des Überlebens verpflichtet, während sich das moderne Sportklettern auf die virtuose Bewältigung eines Schwierigkeitsgrades reduziert. Ich gehöre zu jener Generation, die genau zwischen diesen Kletterwelten heranwuchs – und ich bin nach wie vor von beiden Richtungen fasziniert. Am meisten begeistert mich jedoch die perfekte Kombination von beidem! Das Kletterkönnen aus der abgesicherten Sportkletterwand mit so wenig Sicherung wie möglich in eine Gebirgswand zu

übertragen, ist demzufolge heute der höchste Stand der Kletterkunst.

Am besten kann man diesen Stil bei einer Erstbegehung zum Ausdruck bringen. Ähnlich wie es große Künstler verstehen, mit wenigen Pinsel- oder Bleistiftstichen einem persönlichen Gefühl oder einer Sache Ausdruck zu verleihen, gelingt es guten Kletterern Linien durch Felswände zu folgen, die zwar von der Natur vorgegeben sind, aber die erst durch ihre gelungene Kletterroute dem Spannungsfeld Mensch-Berg Ausdruck verleihen. Umso weniger technische Mittel dabei zum Einsatz kommen, desto größer ist der Ausdruck der Kletterkunst und umso nachvollziehbarer und wertvoller wird diese Kunst für Wiederholer. Genau das ist Tita Piaz mit dieser Route auf großartige Weise gelungen.

Deswegen bin ich als Bergführer immer dann am glücklichsten, wenn ich jemanden in diese Welt begleiten darf, für die ich mich selbst so begeistern kann. Dabei kann ich meine Fähigkeiten am besten einsetzen, meiner professionellen Aufgabe den tiefsten Sinn verleihen und gleichzeitig meiner persönlichen Neugier folgen. Bei dieser Passion spielt der in Zahlen ausgedrückte Schwierigkeitsgrad eine untergeordnete Rolle. Das Gefühl der Exponiertheit wird hingegen zum zentralen Element, fordert meine Kreativität heraus und erzeugt einen Zustand der absoluten Wachheit und Lebendigkeit. Das ist es, was ich als Mensch an Orten suche, an denen Menschen eigentlich nichts zu suchen haben.



Haimo Perkmann

Der Milesier und die Magd

Um das eigentümlich harmonische Fortschrittspaar Gehen und Denken ranken sich in der Philosophiegeschichte zahlreiche Anekdoten, etwa jene von Thales und der thrakischen Dienstmagd. Bekannt geworden durch die Wiedergabe in Platons Theaitetos, wurde diese in den Dialog eingestreute Geschichte zum symbolgeladenen Paradigma einer Erzählung, die bis heute die Philosophie beschäftigt.

Der Milesier Thales beobachtete der Überlieferung zufolge beim Gehen konzentriert die Sterne und fiel dabei in einen Brunnen. „Darüber habe ihn eine witzige und hübsche thrakische Dienstmagd ausgelacht (...).“¹⁾ Die Urfassung des Hanns Guck-in-die-Luft führte, nicht zuletzt dank der Dienstmagd, die Zeugin des Missgeschicks wurde, zu einer Auseinandersetzung, die aufgrund ihrer vielfältigen Symbolik bis in die Gegenwart hinein immer wieder thematisiert wird. Durch ihre Erwähnung bei Platon gilt die Geschichte des Ur-Philosophen, der in den Brunnen fiel, selbst im 20. Jh. als Paradebeispiel für die Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Hausverstand. Für gewöhnlich steht die Dienstmagd für das gehässige Gelächter der ungebildeten Masse gegenüber den Weisen. Sie ist nicht zufällig Thrakerin und keine Griechin, also eine Barbarin aus dem Land der Orphik und des Goldes, nahe des Eingangs zur Unterwelt.

1990 dekonstruiert die Turiner Philosophin Adriana Cavarero²⁾ die Anekdote in feministischer Absicht. Sie erkennt in den platonischen Reflexionen über die Dienstmagd die Forderung einer humorlosen Entwirklichung zur Umkehrung des Realitätssinns. Forschung und Denken werden in dieser Umkehrung zum hermetischen Wissen für eine kleine Bildungselite stilisiert. Auch die Phänomenologie sieht die thrakische Dienstmagd weniger als Symbol des gehässigen Gelächters der Menge gegenüber den Denkern, sondern eher als Vertreterin der Lebenswelt, die – in der Auseinandersetzung zwischen Lebenswelt und

Wissenschaft – etwas von den Dingen des Lebens versteht.

Platon zum Trotz

Im Sinne Cavareros ließe sich außerdem fragen, zu welchem Zweck in Heideggers Übersetzung explizit erwähnt wird, dass die bodenständige und witzige Magd hübsch war. Und weshalb findet der nicht gerade subtile Seitenhieb, dass Thales ins Wasser fiel, in jenes Element also, das er zum Ursprung aller Dinge erklärt hatte, keine Erwähnung? Umgangssprachlich, also in der Sprache der „Dienstboten“, wäre gerade dieses Detail sogleich aufgefallen. Die Redensarten: „ins Wasser fallen“, „Reinfall“ oder „baden gehen“ bezeugen hier einen Primat des Praktischen. Doch an Stelle einer Erwähnung des Elementes Wasser wird für das Bildungsbürgertum der Brunnen zur Metapher der Tiefgründigkeit.

Im Vordergrund der Anekdote um Thales steht das Sterneschauen, nicht aber das Gehen. Auch das ist bemerkenswert. Eigentlich hätte Thales ja sitzen müssen, denn im Sitzen lassen sich die Sterne besser und wissenschaftlich betrachtet objektiver beobachten, als wenn man selbst in Bewegung ist. Warum also wandert er beim nächtlichen Sterneschauen herum? Den Gesetzen der Logik zufolge können wir nicht gleichzeitig nach oben schauen und nach unten blicken. Beim Gehen aber müssen wir den Boden im Blickfeld behalten, während wir beim Sternegucken nach oben blicken müssen; ergo sollten wir beim

Observieren nicht gehen, denn wir riskieren in einen Brunnen zu fallen.

Die Symbolik ist vielschichtig: Der Brunnen steht für die Tiefgründigkeit, das Wasser für den Urgrund, die Magd für das dumme Volk. Symbolisiert nun aber nicht das Gehen die Erkenntnis, dass die Oberfläche mit ihren Unebenheiten, Wurzeln und Falten das Tiefste ist, das ich berühren, erkennen und reflektieren kann? Auch das Licht reflektiert im Wasser, an der Oberfläche. Gehen und dabei denken bedeutet also fortschreiten, erkennen, reflektieren und merken, nicht aber die Sterne observieren.

Eine ganz ähnliche Anekdote erwähnt übrigens Kant in seiner Spätschrift „Träume eines Geistersehers“: Als der dänische Astronom und „Lehrer“ Johannes Keplers, Tycho Brahe, seinem Kutscher in Prag befahl, den Sternen zu folgen, antwortete dieser – Kant zufolge – dem betrunkenen Wissenschaftler, dass sich dieser wohl auf den Himmel verstünde, nicht aber auf die Erde.

Holzwege

Heidegger kehrt in einer Spätschrift auf das Thema Gehen und Denken zurück, allerdings auf Umwegen, die er Holzwege nennt. In seinen Reflexionen zum Spruch des Anaximander³⁾ wird klar, dass das Gehen auch für Heidegger wohl am ehesten unsere Art des Daseins und Denkens verkörpere, da wir selbst aufgehen und wieder untergehen, kommen und vergehen. Der Körper vergisst nicht.

In Heideggers eigenen Worten müssen wir das Entstehen denken als etwas, das jedes Entstehende der Verborgenheit entreißt und in das Unverborgene hervor-gehen lässt. Un-

Der Brixner Historiker und
Filmanalytiker Paolo Caneppele
ist Leiter der Sammlung im
Filmmuseum Wien.

ser Denken ist hier wie das Gehen, An-kommen und Fortgehen, in dynamischen Begriffen der Bewegung chiffriert, etwa: an-denken oder ein-fallen. Bei Heidegger wird das Gehen dabei begleitet von einem Akt des Sammelns, Aufsammelns und Auflesens, es wird zu einem schöpferischen Dasein, das Gehen selbst zu einer bewegten und in Bewegung befindlichen Anwesenheit.

Von der Wandelhalle zur Studierstube

Denken ist also kein Verharren oder Verweilen. Somit nimmt es nicht Wunder, dass das Gehen immer wieder auch als ideale Methode begriffen wurde, sich Wissenswertes zu merken oder zu Ideen und Erkenntnissen zu ge-

Paolo Caneppele

In seinem Essay zur Theorie des Gehens stellt Honoré de Balzac fest, dass sich die Bewegung des Menschen in präzise abgegrenzte zeitliche Abschnitte einteilen lässt. Diese Beobachtung des französischen Chronisten scheint die Wissenschaftler und Physiologen seiner Zeit inspiriert zu haben. Mit ihren Forschungsergebnissen schufen sie die Voraussetzungen für die Erfindung des Kinos.

So entstanden die Chronophotographien von Etienne-Jules Marey (1883) oder die Serienphotographien von Eadweard Muybridge (Animal Locomotion, 1887), um die Bewegungsphysiologie der lebenden Menschen und Tiere zu studieren. Frauen, Kinder, fechtende Männer... häufig nackt, um die Funktionen und



Foto: Paolo Caneppele

sichtbaren Veränderungen der Muskulatur in den Bewegungsbildern besser studieren zu können. Aus den Geräten, die solche photographischen Aufnahmen erlaubten, ist schließlich die kinematographische Aufnahmekamera entstanden. Die Sequenzen der nackten Frauen und Männer, die vor den Kameraobjektiven der Wissenschaftler herumgehen, hüpfen und laufen, sind die Vorläufer einer hundertjährigen Geschichte des Kinos. Doch dazu kam es erst ab 1895, als diese Erfindung – im Rahmen der ersten kostenpflichtigen kinematografischen Projektion – mit anderen Erfindungen der Moderne, mit der Dampfmaschine, dem Flugzeug oder der Eisenbahn, gekoppelt wurde. Die antike Praxis des Gehens spielte dabei nur mehr eine untergeordnete Rolle. Das Gebot der Stunde hieß Geschwindigkeit. Um ihre Bilder noch vor der Konkurrenz an die Öffentlichkeit zu bringen, zögerten die Kameramänner und Filmproduktionsgesellschaften nicht, ihre Entwicklungskammern und Labore als rollende Dunkelkammern in Bahnwagons einzurichten. Das Gehen schien mit dem Kino nicht Schritt zu halten. Doch in regelmäßige Intervalle unterteilt, kreuzt das menschliche Gehen immer wieder den Gang und Fortschritt des Kinos.

Anfang der 1920er Jahre wurde eine außergewöhnliche Filmkamera auf den Markt ge-

langt. Am prominentesten ist dies in der philosophischen Schule des Aristoteles, dem Peripatos, überliefert, bei dem die Schüler zum Lernen und Diskutieren in einer Wandelhalle auf- und abgingen. Die Vorplatoniker und vor allem die peripatetische Schule des Aristoteles haben sich den ontischen Vorrang des Gehens zu eigen gemacht und das Gehen zu einer die Wahrnehmung und Aufnahme fördernden Methode entwickelt.

Obschon das Gehen, mithin die Landpartie, gerade in der Romantik Konjunktur hatte, ist diese Methode im 19. Jh. wieder verloren gegangen. Davon zeugen Schulmeisterbegriffe wie „Sitzfleisch“ oder „Studierstube“. Das Gehen wird dabei – bis heute – als notwendi-

Gehfilmaufnahmen oder Ins Kino gehen

bracht. Die Debie Sept war eine Federwerk-motor-Kamera für Einzelaufnahmen, Sequenzen und Serien auf 35mm-Filmstreifen. Dank diese Aufnahmekamera, die zugleich auch Filmkamera war, konnten die Berufsfotografen schnelle Bildsequenzen aufnehmen. Diese seriellen Fotoaufnahmen sind selten zu finden und wenig studiert worden, dennoch besitzen sie zweifelsohne große Affinität zu den Chronophotographien Mareys oder Muybridges, mit einem einzigen Unterschied: Die abgebildeten Personen wurden nicht in Pose und Montur vor einem einfarbig dunklen Hintergrund, sondern ohne ihr Wissen und Einverständnis entlang der städtischen Straßen aufgenommen. Den fotografierten Passanten wurde anschließend ein Billett mit Namen und Anschrift des Fotografen in die Hand gedrückt. Dort konnten sie bei Bedarf die drei bis vier unmittelbar hintereinander entstandenen Aufnahmen als Fotos im Postkartenformat beziehen. In den deutschsprachigen Ländern wurden diese kurzen kinetografischen Sequenzen zu jener Zeit Gehfilmaufnahmen genannt.

Der Kompass

Ein persönliches Tagebuch – eine Art subjektive, langgezogene Gehfilmaufnahme – besiegelt das Verhältnis zwischen Gehen und Kino: „Ende November 1974 rief mich ein Freund aus Paris an und sagte mir, Lotte Eisner sei schwer krank und werde wahrscheinlich sterben. Ich sagte, das darf nicht sein, nicht zu diesem Zeitpunkt, der deutsche Film könne sie gerade jetzt noch nicht entbehren, wir dürften ihren Tod nicht zulassen. Ich nahm eine Jacke, einen Kompaß und einen Matchsack mit dem Nötigsten. Meine Stiefel waren so fest und neu, dass ich Vertrauen in sie hatte. Ich ging auf dem geradesten Weg nach Paris, in dem sicheren Glauben, sie werde am Leben bleiben, wenn ich zu Fuß käme. Außerdem wollte ich allein mit mir sein“. Dies berichtet der Regisseur Werner Herzog in der Vorbemerkung zu seinem Buch Vom Gehen im Eis. München-Paris 23.11 bis 14.12.1974.

Herzog war zu jenem Zeitpunkt bereits ein renommierter Filmemacher. 1970 hatte er mit AUCH ZWERGE HABEN KLEIN ANGEFANGEN sowie 1972 mit AGUIRRE, DER ZORN GOTTES weltweit von sich reden gemacht. In jugendlich naiver Manier kam ihm nun, im

ge Pause, als körperliche Ertüchtigung zwischen den Studierzeiten begriffen. Aktuell nennen wir es Regeneration. Und Schüler, die nicht wissen, dass sie lieber im Gehen lernen würden, gelten als überaktiv. Vormalis „Zappelphilipp“. Ein Holzweg.

- 1) Platon, Theaitetos, 174°-b in: M.Heidegger: Die Frage nach dem Ding, Tübingen 1962, S.2
- 2) Adriana Cavarero: Nonostante Platone. Figure femminili nella filosofia antica, Editori Riuniti, 1990 [deutsch: Platon zum Trotz, Rotbuch, Berlin 1992]
- 3) Martin Heidegger, Holzwege, Bd.5 der Gesamtausgabe Vittorio Klostermann, Frankfurt a.M. 1950, S.342 f

Angesicht der Nachricht, dass die Historikerin und Kritikerin Lotte Eisner in Paris im Sterben lag, die Idee, zu Fuß nach Paris zu gehen. Herzog glaubte, mit dieser einsamen Pilgerreise durch das regnerisch winterliche Europa irgendwie den Tod der Lotte Eisner verhindern zu können. Im Gehen beschwor er das Leben: "Die Eisnerin darf nicht sterben, sie wird nicht sterben, sie wird nicht. Nicht jetzt, das darf sie nicht. Nein, jetzt stirbt sie nicht, weil sie nicht stirbt. Meine Schritte gehen fest. Und jetzt zittert die Erde. (Eintragung 23.11.74).

Das eigene Gehen wird hier zur Heilung, in einer Art mystischem Ritual, Schamanismus oder auch Magie. Die einsame und wenig glamouröse Pilgerschaft des Filmemachers stellt wohl eine der eigentümlichsten Entscheidungen der Filmgeschichte dar. Ungeachtet dessen schien die thaumaturgisch-kinematografische Wanderung von Erfolg gekrönt zu sein: in Paris trifft Herzog Lotte Eisner. Die von der Krankheit gezeichnete Patientin war noch am Leben.

Zuvor, auf dem Weg quer durch Europa, hatte der Filmemacher irgendwann seinen Kompass verloren: "Als ich im Dunkeln ein Haus aufzubrechen versuchte, verlor ich, ohne es zu merken, meinen Kompass vom Gürtel; er war mir von der Sahara lieb und es ist ein schmerzlicher Verlust". (Eintragung 3.12.74).

Ich begriff nicht sofort, warum Herzog über den verlorenen Kompass so verzweifelt war. Doch dann las ich in einer wissenschaftlichen Abhandlung, dass ein Mensch ohne Kompass und ohne geographische Bezugspunkte wie Sonne, Sterne, Gebäude oder Bergsilhouetten keine zwanzig Meter geradeaus zu gehen imstande ist. In einem offenen Feld ohne Bezugspunkte, wie ebendort im regnerischen europäischen Flachland, beginnt der Mensch, weitläufige und chaotische Kurven zu machen. Und je mehr Müdigkeit und Furcht zunehmen, desto eher tendieren wir offenbar dazu, im Kreis zu gehen. Es ist ein Teufelskreis, der uns immer wieder an unseren Ausgangspunkt zurückbringt. Und hat nicht Werner Herzog Lotte Eisner als geistige Mutter einer verwaisten Schar junger deutscher Filmemacher bezeichnet, die sie nach einem Weg ins Nichts wieder herausführte? Wie ein Kompass? Man könnte sagen: Wir laufen alle im Kreis, nur Filmschaffende mit einem Kompass scheinen ihr Ziel zu erreichen.

Übersetzt von: Haimo Perkmann

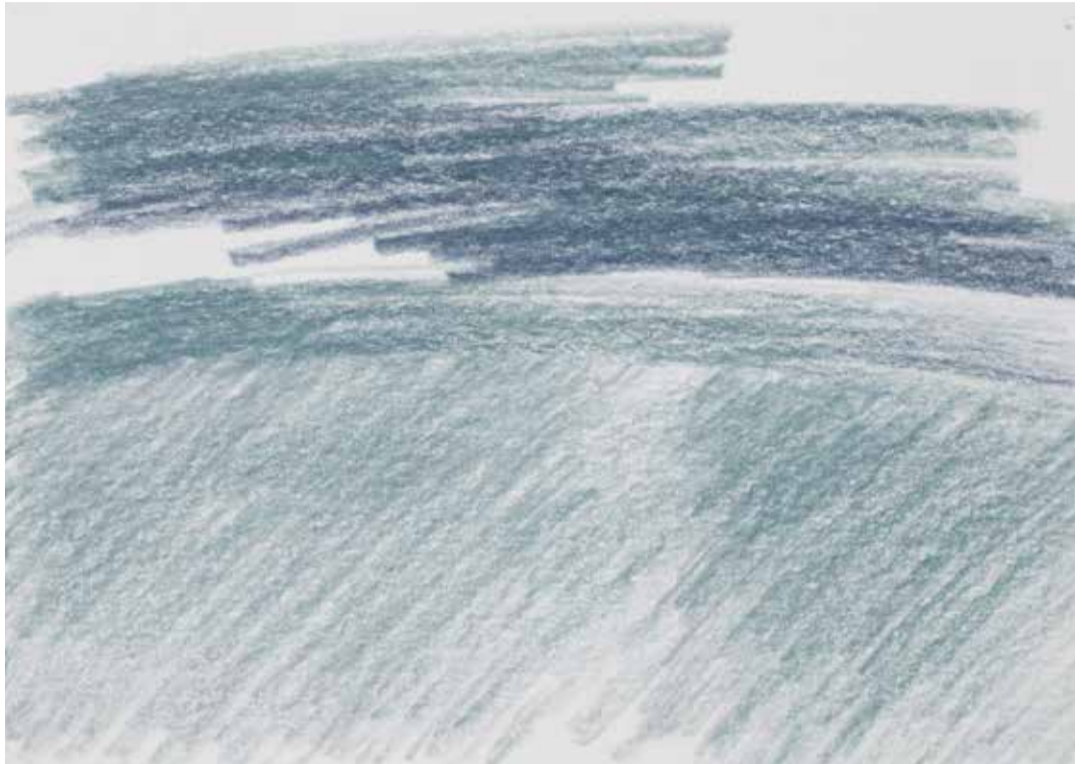


ALENA URBANKOVA

UNTERWEGS NACH SYRAKUS







ALENA URBANKOVA

1953 geboren in Brno/Tschechien
lebt und arbeitet in Wien und Niederösterreich

Urbankova studierte an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien Textildesign, Bühnen- und Filmgestaltung, arbeitete dann an verschiedenen österreichischen und deutschen Theatern und fürs Fernsehen, bis sie an die „Angewandte“ zurückkehrte, wo sie bis heute mit den Schwerpunkten Naturstudium und Gestaltung lehrt, Exkursionen leitet und Projekte betreut.

In ihren freien grafischen und fotografischen Arbeiten widmet sie sich vorwiegend der Landschaft, ihr Lieblingsmaterial sind Blei- und Buntstifte. Ihre zahlreichen Reisetexte sind bis auf „Unterwegs nach Syrakus“ unveröffentlicht.





Foto: Alena Urbankova

Momentaufnahme auf dem Weg von Wien nach Syrakus von Alena Urbankova

Alena Urbankova

Wanderungen zwischen Weinviertel und Sizilien

Es war ein heißer Tag im August 2009, als ich träumend in der Hängematte eine verwegene Idee hatte: Ich wandere zu Fuß nach Syrakus. Nicht nur eine gewisse Abnützung meiner Arbeit gegenüber, sondern das sentimental stimmende Licht des beginnenden Herbstes hatten mich bewogen, es den Ziehvögeln gleichzutun und mich in den Süden zu begeben. Angeregt durch den passionierten Fußgänger Johann Gottfried Seume, der 1801–1802 seine Grand Tour von Sachsen nach Italien und über Frankreich wieder zurück unternahm und seine Erlebnisse ein Jahr später unter „Spaziergang nach Syrakus“ veröffentlichte, wollte ich so wie er wandernd Land und Leute begegnen, vergleichen, was sich seit damals verändert hat, kunsthistorisch bedeutende Stätten und die berühmten italienischen Gärten besuchen. Die Ziele könnten auch andere sein, aber was mich reizte, war das vermeintlich Bekannte durch die langsame Bewegung des langen Gehens neu zu erforschen und die „besonderen Orte“ durch meinen Gang verbinden.

Aber wo liegt eigentlich Syrakus? Wie weit ist es bis dorthin? Werde ich es schaffen? Um meine Kondition zu überprüfen startete ich eine Wanderung von meiner Haustür weg, durch die unspektakuläre Gegend des niederösterreichischen Weinviertels, wo ich in einem alten Winzerhaus mein Landdomizil habe. Ich wanderte zuerst über Feldwege, dann eine gerade Staubstraße zur tschechischen Grenze, nur mehr einige Betonblöcke erinnerten an das einstige Sperrgebiet zwischen den Ländern. Im nächsten Ort, einem verschlafenen Nest, besuchte ich Jitka, eine ungewöhnliche Wirtin, die mir erzählte, wie sie sich ihr schilfgedecktes Paradies geschaffen, alles Holz, alle Steine und alle anderen Materialien für die luftige Bierkneipe, die eher einer Piratenbar ähnelt, gesammelt und alles eigenhändig gebaut hatte. Schräg gegenüber, umgeben von eingeparkten Fahrrädern, ein Kontrastbeispiel: Der alte Bauernhof wurde mit allerhand Subventionen vorbildlich renoviert, die dazugehörige Landwirtschaft auf

Bio umgestellt, Gästezimmer eingerichtet, eine Zeltplatzwiese angelegt. Ich hielt mich nicht lange auf, wanderte entlang der beginnenden Weinberge, an Kellergassen vorbei, über die „grüne Grenze“ und braune abgeerntete Felder wieder zurück nach Hause.

Beschreibungen – geschrieben, gezeichnet, fotografiert. Reisetagebücher, 133 Postkarten und Tausende Fotos – das war das Mitbringsel nach 2.712 zurückgelegten Kilometern. In drei Etappen näherte ich mich Sizilien, immer nur die nächsten Orte vor den Augen. „Die ersten spannenden Landschaften eröffnen sich gleich an der Wiener Stadtgrenze, die so genannten Nicht-Orte: Einkaufszentren, Lagerhallen, Betriebsgelände, Bahnhöfe und Bushaltestellen, Deponien und Brachen, das Niemandsland. Es folgen Agrarflächen, Wienerwald, Alpenvorland, regenverhangene Gipfel, (...) ein Grenzübergang ohne Grenze, ein Spaziergang nach Marburg. Eine echte Überraschung sind die Karstlandschaften Sloweniens, die verschwindenden Flüsse und Seen, die berühmten Höhlen und die üppige, herbstlich bunte Karstvegetation: Der Begriff des Erhabenen bekommt ein Bild. (...) Tage an verkehrsreichen Straßen, Besuche von Städten, die man sonst als Schild auf der Autobahn kennt: Latissana, Postogruaro, Treviso. Venedig im Nebel, Padua ebenfalls.“ *

Ich musste feststellen, dass der Weg nach Syrakus mühsamer ist, als gedacht: „...unterwegs ist alles anders, die beste Vorbereitung wertlos, die Probleme nicht voraussehbar. Die bekannten Landschaften zeigen ihr anderes Gesicht im Regen, Nebel und Schnee, bei Müdigkeit nach sechsstündigem Wandertag auf Asphalt, bei dem Kampf ums letzte Tageslicht. Aber auch interessanter: „Das Gehen durch die Aufeinanderfolge der verschiedenen Landschaften verändert den Blick, das Allgemeine wird subjektiv, die Vermutung bestätigt – oder widerlegt.“

Auf der täglich gezeichneten Postkarte ver-

suchte ich, die besonderen Merkmale der durchwanderten Landschaften, aber auch meine eigenen Stimmungen festzuhalten. Daneben entstanden fotografische Schnappschüsse, schnelle Blicke auf meist langsames Geschehen. Wann zeichne ich, wann fotografiere ich? Ein Thema, dass mich in meiner Arbeit schon lange begleitet. Zeichnen bedeutet meist Zeit haben, oder zumindest kurz einmal stehen bleiben, innehalten. Das Objekt meiner Begierde erfordert meine Hingabe. Während des Zeichnens durchlebe ich so manche ungeahnte Phasen, verbinde mich mit dem Gesehenen, führe einen Dialog. Meist sind es eben Landschaften, die mich reizen, mich auf diesen Prozess einzulassen. Anders sind die schnellen Blicke durch die Kamera: Eine Szene, ein Detail, Architektur, Pflanzen am Wegrand regen mein Interesse und schon greift die Hand nach der Pocketkamera in der Hosentasche. Ist ein Foto deshalb etwas Flüchtigeres? Die zwei Medien ergänzen sich – und das Geschriebene mag vielleicht schon ein Zuviel sein.

Heute, fünf Jahre nach dem verhängnisvollen Entschluss in der Hängematte – es ist ebenfalls

August – sitze ich am Staatzer Berg und betrachte das Land: Rundherum breitet sich eine sanft hügelige, abwechslungsreiche Landschaft des Weinviertels, grüne und beigebraune Felder unter einem diesig grauen Licht einer bereits schräg stehenden Sonne. Der rege Verkehr auf der Bundesstraße, die durch das Dorf unter mir führt, zeigt an, dass hier nicht alles schläft. Von irgendwoher das kreischende Geräusch einer Kreissäge, von wo anders das Wiehern der Pferde. Unterwegs nach Syrakus, trotz ungeahnter landschaftlicher Schönheit, ergreifender Erlebnisse und beglückender Momente, hatte ich auch manchmal Heimweh. Nun sitze ich am Staatzer Berg, betrachte das Land und träume wieder. Denn: „die Sehnsucht, die Sehnsucht bleibt ...“

* zitiert aus: **Unterwegs nach Syrakus**

Hannes Egger

Faie stikla

Eine Wanderung im Ultental mit Markus Breitenberger

„Bel plan“, „Über den Dingen“, „faie stickla“, „Godio culinaria“, „Godio Special“, so nennt Markus Breitenberger seine Wanderungen. Er bietet Exkursionen durch das Ultental und dessen Umgebung, durch Wälder und Blumenwiesen, zu geologischen Besonderheiten an.

Die lokalen kulinarischen Köstlichkeiten gehören ebenso dazu wie Literatur und Musik, Bäder und Kneippen, Wasserquellen und „stikla“ Bergbauernhöfe, soweit das Auge reicht. Aufgewachsen ist er im Ultental, hat an der Universität von Bologna „Lingue e Letterature Straniere Moderne“ studiert und an der Universität Innsbruck den „Master of advanced studies“ absolviert.

Nicht zum ersten Mal bin ich mit Markus Breitenberger unterwegs. Vor einigen Jahren ging ich bei der „Über den Dingen“-Wanderung mit. In drei Tagen wanderten wir von Lana, oder besser gesagt, vom Vigiljoch ins hinterste Ultental. Die allerletzte Station war einer der

Mitterbad an. Uns wurde Suppe und Wein serviert. Gedenktafeln zum Aufenthalt von Thomas Mann, Otto von Bismarck und der Kaiserin Elisabeth kündeten an den, zum Teil nicht mehr überdachten Mauern, von ehemaligem Prunk. Im Wald fanden sich eingewachsene Jugendstillaternenpfähle, die es gerade noch vermochten, an die beleuchtete Promenade zu erinnern, die um 1900 vom Mitterbad zur Damian und Cosima Kapelle führte. Später an diesem Wandertag spielte eine junge Volksmusikformation aus Wien unter der Buche am Platz vor dem Badl.

Diesmal treffe ich mich mit Markus Breitenberger in Kuppelwies, dem Ort, der mehrere Höfe

erklärt mir, dass das Gehen „faei stikla“ sein soll. „Faei“ bedeutet so viel wie „sehr“, „ziemlich“, „fein“, „angenehm“, „behaglich“, „wohlig“. „Stikla“ hingegen meint „steil“, „a stikl“, „ein Stück“, „ein Stück Weg“, „Steig“ oder „Pfad“. Beim Gehen geht es nicht um definierte Strecken oder Höhenmeter, auch nicht darum, immer Neues zu sehen oder zu tun. Es geht darum, achtsam zu gehen, aufmerksam zu gehen, sich Zeit zu lassen, die Landschaft, Menschen, Tiere und Pflanzen am Weg zu treffen, sich auf sie einzulassen. Zuzuhören und da zu sein. Im Grunde ist es ganz einfach, es reicht zu gehen und zu atmen. Langsam und manchmal auch schneller, es kann auch weit sein oder steil nach oben führen.

Manchmal mag Markus Breitenberger nicht mit dem Postauto oder dem Privatwagen fahren. Dann geht er nach der Arbeit zu Fuß von Lana



Foto: Martin Geier

Flatschhöfe. Ich kann mich noch daran erinnern, dass Birgit dort sensationell mit der Harfe spielte, uns beinahe zeitgleich Käse, Speck, Kaminwurzeln und Wein servierte. Beim Nachbarhof gab es einen Schnaps, vielleicht waren es auch zwei. Die Wanderung war eine Mischung aus stetem, leisen, zum Teil in sich gekehrten Gehen und Erzählungen über das Tal. Seither weiß ich z.B., dass es im Ultental rund 50 Bauernhöfe gibt. Ich habe viel vom heutigen bäuerlichen Bergleben erfahren, jenseits aller Romantik: von den fehlenden Frauen auf den Bergbauernhöfen, der Überalterung, dem Problem der mangelnden helfenden Hände bei der Heumahd, usw. Wir haben aber auch Prachtbeispiele bäuerlicher Kultur, Hofkäsereien, Kräuterbauern und echte hofeigene Produkte kennengelernt. 2013 war ich wieder bei einer Wanderung von Markus Breitenberger dabei, diesmal ging es von einem Gasthof in Lana bis zum heute verfallenen Mitterbad. Das Postauto brachte die Wandergruppe bis Bad Lab. Da die Wanderung dem Wasser und dessen touristischen und gesundheitlichen Aspekten gewidmet war, bekamen wir dort an einem Stein Quellwasser zu trinken. Später ging es vorbei am Häusl am Stein, ein bekanntes Fotomotiv aus dem Tal: ein Holzhaus, das einsam auf einem Felsen steht. Die Falschauer hat es bei einer Überflutung freigespült. Nach einer ca. zweistündigen Wanderung kamen wir beim

an den Stausee verloren hat und die neu errichtete Umlaufbahn des Skigebiets Schwemmalm beherbergt. Um zu verstehen, was es für Markus Breitenberger bedeutet zu gehen, wandern wir um den See. Zwei bis dreimal die Woche geht er diesen Weg. Wir laufen in Kuppelwies los, steigen einwenig in den Nadelwald hoch und gehen talauswärts. Markus Breitenberger schnauft. Ich höre ihn durchatmen. Wir gehen den Weg, der für ihn Gehen bedeutet. Der Wald ist feucht. Es ist August, überall wachsen Pilze – Pfifferlinge – direkt am Weg. Wir lassen sie stehen. Etwas weiter vorne ein Schwarzspecht, ein seltener Zeitgenosse in Südtirol, Markus begegnet ihm hier immer wieder. Wir sprechen nicht viel.

Das Gehen

Mir scheint, dass das Sprechen nicht zum Gehen gehört. Das Gehen, so wie es Markus Breitenberger versteht, hat mit Atmen und Schauen zu tun. Die frische Luft einatmend und die Aufmerksamkeit nach außen und innen richtend. Reflexion ist wichtig, bewusstes Gehen und das Nachdenken darüber wo und wie – und vielleicht auch mit wem – gegangen wird.

Später, erst als wir aus dem Wald kommen und auf der 500 Meter langen Staumauer den See überqueren, sprechen wir etwas mehr. Markus

nach Kuppelwies, ca. 25 Kilometer. Er geht dabei einen Großteil der Strecke das Bachbett der Falschauer entlang, jenen Wasserlauf, der das Ultental mit dem Etschtal verbindet und der bis in die zweite Hälfte der 50er Jahre zur Holztrift genutzt wurde. Die geschlagenen Bäume aus dem Tal wurden im Frühjahr mit den Fluten des Baches nach Lana zur „Länd“, d.h. „auf das Land“, transportiert und dort mit einem überdimensionalen, aus Baumstämmen gefertigten Rechen – der über die Falschauer gespannt war – herausgefischt. Gerne verfangen sich die Bäume in der engen und felsigen Gaulschlucht, in der die waagemutigen Burschen die Bäume mit Haken und Holzstöcken endkeilten und wieder in die Spur brachten.

Wir gehen an der Nordseite des Sees taleinwärts, treffen Urlauber und Einheimische, einige laufen, anderen gehen. Markus Breitenberger erzählt vom Leben im Tal, zeigt mir eine Schautafel, welche der Bildungsausschuss Ulten errichtet hat und auf dem die fünf Höfe abgebildet sind, die für den Stausee geflutet wurden. Wir tauschen uns über alles Mögliche aus, sprechen, schauen, gehen. Am hinteren Ende des Sees, an dessen Einlauf, überqueren wir ihn auf einer kleinen Brücke. Der Weg führt das Ufer entlang zurück nach Kuppelwies, wo wir nach ca. 2,5 Stunden ankommen.

Wanderführer Markus Breitenberger spricht beim Gehen vom Gehen

Michael Hammerschmid

Warum sollte mich das Gehen interessieren? War ich nicht immer einer, der eher fuhr als ging? War ich nicht immer der Radfahrer par excellence? Oder hielt mich zumindest für einen solchen? Seit einiger Zeit bevorzuge ich das Gehen. Oder gehe. Mehr und neugierig. Ich gehe wieder. Probiere es wieder aus und weiß dabei, es ist nicht auszuprobieren, es ist schon gehen. Ich glaube sogar schon, ein Geher geworden zu sein, einer der geht. Warum sollen sich aber die Menschen in Geher, Fahrer, in Radfahrer und Autofahrer, in Straßenbahnfahrer und Spaziergänger, in Flaneure und Zimmerhocker unterscheiden? Und war ich nicht eigentlich immer ein Zimmerhocker? Schreiber?

Mein letztes Gehen führte mich vom 2. Wiener Gemeindebezirk zum Westbahnhof. Eine knappe Stunde Gang. Kein fröhlicher Weg. Und doch begegneten dem Gehenden unscheinbar



Foto: Sonja Steger

Bilder, Begebenheiten, die er mitnahm. Zum Beispiel der Blick der Bettlerin auf das Kind. Der so frei war und gemeint und jenseits des Bettelns, eher ein Blick auf gleicher Höhe wie das Kind, auf Menschenhöhe. Die Bettlerin auf ihren Oberschenkeln sitzend, das Kind im aufrechten Gang vorbei, und die kleine mögliche Liebe der Bettlerin, deren Lächeln das Kind berührte, ohne ihm zu nahe zu treten. Und es ihm gleichsam mitgab, freizügig, eine Art zurückgegebenes Lächeln, wem zurückgegeben? Dem Kind mehr als solchem, der Kindheit, dem Leben, und der Gehende, ich, fing es auf, ohne ebenso etwas damit zu wollen. Ein unerwartet geteiltes Geschenk. Von einer Bettlerin mitten in Wien, auf der Mariahilferstraße. Anfang Juli 2014 erhalten, unverlangt, von einer etwa 50jährigen Frau. Und mir war beim Weitergehen, dass das der Sinn des Gehens sei. Denn ich dachte beinahe über das Gehen nach. Hatte den Gedanken sozusagen dabei, ohne ihn denken zu wollen. Denn das Gehen hat ja auch den Vorteil, dass man weggehen kann, was zu schwer in einem sitzt und ich wollte nicht nachdenken. Gehen scheint mir daher, seit da, oder vielleicht seit jeher und immer schon (?), eine Art des leichten Schüttelns zu sein, im Sinne eines Aufschüttelns. Der Geher geht und schüttelt leicht, was sich in ihm angesetzt hat. Angelegt oder auch abgesehen. Was trägt geworden ist, unnütz und

Eine Art des leichten Schüttelns

zu unbewegt gerät in Bewegung. Insofern erscheint es eine Art Kur, ein Remedium, geradezu eine Erlösung sein zu können. Als gehörte es zu einem, ohne dass man sich rechtfertigen müsste. Wohin gehst Du? Wohin ich eben will, ich bewege mich, ich gehe einkaufen, ich gehe zurück usw. Man muss nichts Besonderes damit wollen. Man geht. Und das ist genug. Und es könnte sein, dass sich darin ein schönes Leben abbildet, dass man es kann. Dass es einem gegeben ist, dass das Kino, in das man geht, an einem ständig vorüberzieht. Dass man nicht einmal jenen Apparat braucht, egal ob Fernsehen, Internet, Kino, dass man sich bewegt, indem man geht, wenn man geht, und die Welt an einem vorbeizieht. Wie auf Armeslänge und Blickeslänge entfernt. Durch keine Scheibe von einem getrennt...

Wenn ich an Geher denke, denen mein innerer Schritt gerne folgt und gefolgt ist, dann den-

mutterseelenallein, fern von Deborah, fern von Sergio, fern von Emire und Samin. Dabei bin ich doch so gern barfuß. Ah, das Barfußgehen im taunassen Gras am frühen Morgen, sogar manchmal im Winter, wenn schon der Reif liegt.<< “

Nein, das ist keine typische Geherzene, das ist eine Steherzene. Und in diesem abgeschlossenen Stehen, verbannt und ohne Schuh, wird das Schuhwerk so gegenwärtig, das Barfußgehen als Traum so taunassschön, dass man sich beim Lesen der eigenen Füße erfreut.

Dabei ist der Gang nichts, was für sich genommen, erfreulich ist, auch wenn er sich auf wundersame Weise mit den Rhythmen des Atmens und Herzens verbinden kann. Jedem ist das zum Gehen gezwungen, gedrängt werden als Kind vermutlich eine eigene Erinnerung. Der Weg bergauf, der Weg dorthin, wo man nicht hin wollte. Immer sind es die Füße, die einen dorthin tragen, dass man sie da hasSEN könnte.

Vielleicht sogar derart wie Holl, die aus dem Unglück hinausstrebende Hauptfigur in Franz Innerhofers Roman „Schöne Tage“ (1974), bei dem der Gang durch die Bauernhöhle, in die er hineingeboren wurde, immer wieder zu einem Bußgang wider Willen wird:

„Bis zum Viertelläuten mußten die Dienstboten aus dem Haus sein. Von allen Gängen betrachtete Holl den Kirchgang als den unnützeSten. Er hatte auch nicht das Gefühl, daß er im Feiertagsgewand einem Feiertag entgegenschritt, sondern nur einem anderen Werktag. Von den höchsten Lagen herunter kamen Kinder und Erwachsene und gingen schweigend neben- und hintereinander auf den Friedhof zu. Holl trottete vor dem Bauern her. Hinter ihm durfte er nicht gehen, neben ihm wollte er nicht gehen, also ging er vor ihm her, und sobald sie zu dem von Holl angeblich geschändeten Kruzifix kamen, tat er, als bekreuzige er sich und sagte dreimal Sauhund, und sobald ich kann, scheiß ich der Vizebürgermeisterin vor die Haustür.“

Der stumme Gang, der gezwungene Gang in der Hierarchie der anderen eingekellt, der Gang in einer feindseligen Gemeinschaft wird hier erzählt. Der von der dunklen Seite des Gehens Zeugnis gibt t, von den Gängen, die sich wie finstre Gänge ins Gedächtnis graben.

Als eine Art Geher schlechthin, vermutlich mehr noch als Peter Handke, erscheint mir aber immer noch Robert Walser (1878-1956), der im Gehen im Schnee verstorbene Schriftsteller, dessen konsequente Ziellosigkeit dem Schreiben und Gehen ganz beiläufig und quasi mit jedem Wort und Schritt eine ganz einfache Würde wieder gibt. Indem seine von Gängen und Gehern bewegten und aus dem Gehen kommenden Texte den offenen Schritt in Szene setzen, der in Fühlung mit Gegenden und Menschen, Inneres und Äußeres erkundet. Vielleicht ist nur noch der Schlaf von vergleichbarer Schönheit wie das Gehen? Jedenfalls erscheint es bei Robert Walser als ein durch und durch antibürgerlicher, fideler Gang, als Freigang, der alles mögliche queren konnte, und dabei alles mögliche berühren und alles mögliche zurücklassen, ein ständiger Abschied. Und vielleicht ließe sich das Gehen, will mir nun scheinen, als so ein ständiger Abschied näher bezeichnen und dabei nachvollziehbar werden, wie einem der zufällige Blick einer Bettlerin, auf jemanden anderen gerichtet, plötzlich zum Ausdruck des Gehens selbst werden kann. ■



Foto: Michael Hammerschmid

Und ohne meine Schuhe konnte ich nicht weiter. Ohne meine Schuhe konnte ich, ganz klar, nicht zurück zu meinen Leuten. Es war ausgeschlossen. Verboten, ohne Schuhe mit meinen Leuten zu sein. Ausgeschlossen: ich. Die ganze Nacht mußte ich so ohne Schuhe dastehen, wie an einem Pranger, barfuß,



Foto: Sonja Steger

Haimo Perkmann

Von Läufern und Flaneuren

Zu Fuß gehen statt mit dem Auto zu fahren, am besten nach den Regeln des Footing, einer Art beschwingten Gehens kombiniert mit den passenden Bewegungen und richtigen Atemtechniken. Dieser Ratschlag stammt nicht aus einer aktuellen Werbebroschüre für Wellness und Wandern, sondern aus der Feder des fast vergessenen Autors und Übersetzers Franz Hessel aus der Zwischenkriegszeit.

In seinem Handbuch „Wissenschaft vom Gehen“ widmet sich der Wiener Wissenschaftshistoriker Andreas Mayer auf der Suche nach einem theoretischen Fundus zum Gehen zahlreichen Autoren und ihren eigentümlichen Theorien zur menschlichen Fortbewegung. Wenngleich Mayer den Entschleunigungspionier Franz Hessel in seinem Buch nicht erwähnt, so finden sich darin doch erstaunliche und dem Vergessen entrissene Geschichten aus der Erforschung einer der scheinbar vertrautesten Tätigkeiten des Menschen. Die Ungreifbarkeit des Gegenstandes veranlasste bereits im 18. und folgenden 19. Jh. eine Reihe von Wissenschaftlern und Denkern, von Jean-Jacques Rousseau bis Honoré de Balzac, zu Erforschungen des Gehens, zu meist waren es medizinisch physiologische Untersuchungen, die die menschliche und tierische Bewegung messen, analysieren und auch verbessern sollten.

Damit ein alltäglicher Vorgang wie das

menschliche Gehen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht werden konnte, bedurfte es gesellschaftlicher Voraussetzungen. Dem Autor zufolge wurden diese Voraussetzungen – noch vor den Forschern des 19. Jh. – im 18. Jh. geschaffen, als das erstarkende Bürgertum eine eigene Gehkultur erfand, um sich vom Adel abzugrenzen. Der Adel fuhr mit der Kutsche, das Volk mit der Postkutsche, einer neuen Institution, über die sich schon Ludwig Börne, der Frankfurter Anti-Goethe, in seiner 1821 erschienenen Monographie der deutschen Postschnecke lustig machte. Im 19. Jh. entwickelte das Bürgertum Schritt für Schritt den Luxus der Langsamkeit. Gerade im Zeitalter der Romantik waren Wanderun-

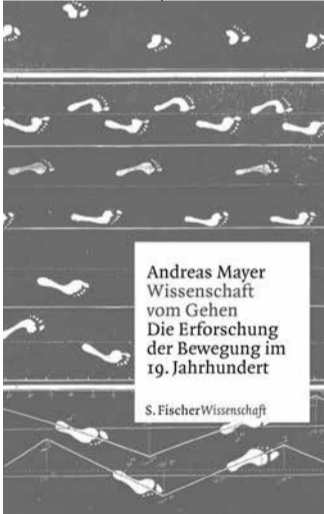


Foto: Cover

gen durch Wald und Flur, Landpartien mit Feuerwerk oder das Flanieren durch Großstadtpassagen (siehe Walter Benjamin: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus) angesagt und entfalten den im Hochkapitalismus zum Wert avancierten Luxus der Langsamkeit. Sogar in einer simplen Tätigkeit wie dem Gehen bündeln sich somit zentrale soziale, politische und ästhetische Probleme des neunzehnten Jahrhunderts.

Die in Mayers Buch versammelten Geschichten zum Gehen befassen sich neben den gesellschaftlichen Implikationen und dem medizinisch physiologischen Fortschritt auch mit Ergebnissen aus der Kriminologie bis hin zur Literatur und bildenden Kunst. So führte beispielsweise die Entwicklung effizienter Methoden zur Beobachtung, Aufzeichnung und Messung des Gehens und der Muskelfunktionen zur Erfindung der Chronophotographie durch Étienne-Jules Marey, bei der das kontinuierliche Gehen durch rasch aufeinanderfolgende Photographien in eine Sequenz einzelner Bilder zerlegt wurde. Eine Erfindung, die ihrerseits wieder zur Erfindung des Films führte.

Wünschenswert wäre ein Folgebuch zur Langsamkeit. Darin fänden wohl nicht nur Charles Baudelaire und mit ihm Walter Benjamin, sondern auch Ludwig Börne und Langsamkeitspionier Franz Hessel Platz, der eine anthropologische Konstante ins Gehen mit hinein bringt, die zugleich mystisch als auch höchst ironisch gelesen werden kann, wenn er schreibt:

„Wenn du dir etwas ansehen willst, geh nicht zu gierig darauf los. Sonst entzieht es sich dir. Laß ihm Zeit, auch dich anzusehen. Es gibt ein Aug in Aug mit den sogenannten Dingen. Wohingegen es sich bei Menschen oft empfiehlt, sie ungesehen anzuschauen. Da geben sie oft ungewollt Leben her, das sie in streitbaren Treffen der Blicke verteidigend vorenthalten.“

Lesewanderung im
Wald vor St. Hippolyt
2010: deutsch,
italienisch und
ladinisch



Foto: Sonja Steger



Christine Kofler

Welche Wirklichkeit, bitte?

„Passagen – Transitions – Hyper“ von Siegfried J. Schmidt

Übergänge und Durchgänge verspricht der Titel von Siegfried J. Schmidts Buch, das von Andreas Hapkemeyer in Zusammenarbeit mit dem Museion Bozen und dem Ritter Verlag herausgegeben wurde, dem Leser. Dem Rezipienten eröffnet sich in „Passagen – Transitions – Hyper“ eine diachrone Collage, die Briefe, Essays, visuelle Poesie, Widmungen, Aphorismen, Dramen und Sprachspiel vereint. Mal greifen bildende Kunst und Literatur ineinander, wie in den Gemeinschaftsarbeiten mit Mimmo Palladio. Mal werden augenzwinkernd Gattungskonventionen thematisiert, wie in den 30 Romanen, die in Skelettform auf drei Seiten Platz finden. Auch die Zeichnung

risches Ready-Made „Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.01.1968“. Kunst (oder Literarizität) ist nicht gegeben, sie wird gemacht – und das nicht unbedingt vom Künstler (Autor). Dass die Schrift – im Gegensatz zur gesprochenen Sprache – keinen eindeutigen Adressaten aufweist und der Autor im Moment der Niederschrift seine Botschaft zur Interpretation freigibt, wurde schon von Sokrates beklagt. Spätestens mit Roland Barthes „Tod des Autors“ war der Weg frei für eine Verschiebung hin zu einer Theorie, die den Rezipienten und ein ganzes Setting an Voraussetzungen – von kognitiven bis sozioökonomischen – stärker in den Blick rückt und zum

versehen und sind Kopien von älteren Publikationen oder Manuskripten. Dass sich im Zeitalter der globalen Kulturindustrie und der absoluten Vernetzung Strukturen von Zeit und Ort, an die das Original – im Gegensatz zur Kopie – ja immer gebunden ist, längst aufgelöst haben, verdeutlicht auch Schmidts Essay „Virtuellen Friedhöfe: Erst im Internet bist du wirklich lebendig“. In einer systemtheoretischen Untersuchung des Netz-Phänomens, das sich seit Erscheinen des Essays auf virtuellen Beichtstühle und Vergebung per Mausklick ausgedehnt hat, konstatiert Schmidt einen Wandel der Todeskultur und kommt zum Schluss, dass auch das Ende

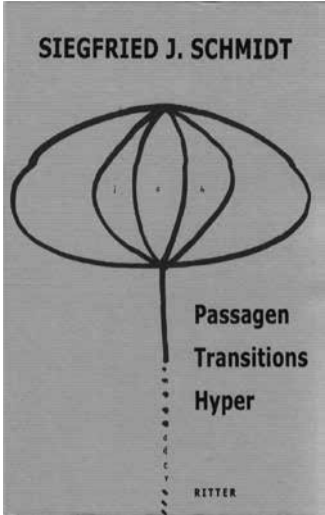


Foto: Cover

Foto: Sonja Steger

gen von Schmidts Enkel Jonas, die noch aus einer Zeit des magischen Denkens vor seinem Eintritt in die Welt des Figurativen stammen und zusammen mit Gedichten des Autors eine spannende Serie ergeben, machen deutlich: Konventionen bestimmen nicht nur Abbildungen und unsere Wahrnehmung von Kunst, sie bestimmen unser ganzen Denken. Ob in Schmidts Aphorismen („Form: Die Notdurft der Identität“) oder in den Gedichten – z.B. in „Spinozas Erbe“ („Was ist ist alles andre nicht...“) – die Wirklichkeit als Konstruktion und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für Kunst und Literatur sind das immer wieder durchscheinende verbindende Element der Texte. Die visuelle und konkrete Poesie Jandls kommt einen beim Durchblättern genauso in den Sinn, wie Handkes litera-

Schluss kommt: erst dadurch manifestiert sich Literarizität. Besonders spannend wird „Passagen – Transitions – Hyper“ dann, wenn eben diese Entwicklung der empirischen und konstruktivistischen Literaturtheorie sowie Schmidts wissenschaftlicher Hintergrund beim Lesen mitgedacht wird – durch Schmidts Poesie leuchtet seine wissenschaftliche Erkenntnis hindurch. Spannend auch deshalb, weil es schließlich nicht allzu viele bekannte deutsche Denker gibt, die so selbstverständlich Wissenschaftler und Künstler sind.

Neben dem visuellen Sprachspiel und dem intermedialen Tasten nach Formen jenseits des Gängigen erhebt Schmidt in seinem Buch die Kopie zum Werkprinzip: Die meisten Buchseiten sind mit schwarzen Kopierrändern

aller Enden kontingent ist und niemals abgeschlossen sein muss.

Das Titel-Versprechen Übergänge und Durchgänge zu schaffen, das eingangs erwähnt wurde, kann nach dem Zuklappen des Buches jedenfalls als eingelöst betrachtet werden. Beim Stöbern, Lesen und Denken auf dem Sofa ist es allerdings möglich, dass sich im Wohnzimmer knarzend ein gleichzeitig bedrohlicher und freundlicher Spalt öffnet, aus dem es – frei nach Schmidt – raunt: „Wir stehen der Wirklichkeit nicht gegenüber, sie geht mitten durch uns hindurch.“

SONJA STEGER

Fotoserie 116

Die in der vorliegenden Ausgabe der Kulturelemente publizierten Fotoarbeiten der Serie Peripatos stammen von der Meraner Fotografin Sonja Steger. Sie sind im Rahmen der seit 2010 in Südtirol stattfindenden Literaturlesewanderungen entstanden, die alljährlich unter dem Namen Peripatos veranstaltet werden. Die Fotos dokumentieren die verschiedensten Lesewanderungen der letzten vier Jahre.

Die Fotografin

Die Meraner Autorin, Fotografin, Publizistin und Kulturarbeiterin Sonja Steger hält seit über einem Jahrzehnt das Kulturleben im Alpenbogen auf Zelluloid fest. Sie dokumentiert durch ihre fotografische und journalistische Tätigkeit Events und Performances in Süd- und Nordtirol, etwa im Ötztal, dessen Kulturverein Pro Vita Alpina Österreich sie seit 2012 vorsteht. Darüber hinaus ist die in Schenna wohnhafte Autorin und ehemalige Stadtschreiberin von Salzburg Mitherausgeberin der einmal jährlich als Kompendium erscheinenden Meraner Kulturzeitschrift Vissidarte und Mitveranstalterin des intermedialen Literaturfestivals Sprachspiele.



Foto: Sonja Steger

Herausgeber	Distel - Vereinigung	
Erscheinungsort	Bozen	
Präsident	Martin Hanny	Deutsche Kultur
Vorstand	Peter Paul Brugger, Angelika Gasser, Karl Gudauner, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Alexandra Platter, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen	Hannes Egger, Haimo Perkmann	
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebarung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Alexandra Platter	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15	
homepage	Tel. ++39/0471 - 977468	
Druck	Fax ++39/0471 - 940718	
Grafik	info@kulturelemente.org	
Bezugspreise	www.kulturelemente.org	
Abonnement	Fotolito Varesco Auer	
Bankverbindungen	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
	Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro	
	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
	Südtiroler Landessparkasse Bozen:	
	IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur
Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Sonja Steger, Schenna
Schriftstellerin
und Kulturmacherin

Foto: Cover